

EVE
KOSOFSKY
SEDGWICK

EIN
GESPRÄCH
ÜBER DIE
LIEBE

EVE
KOSOFSKY
SEDGWICK

HERAUSGEBERIN
Brigitte Helbling

ÜBERSETZERIN
Elvira Bittner

EIN
GESPRÄCH
ÜBER DIE
LIEBE

ZU
DIESEM
BUCH

S.8

1 2

S.12

S.32

3

S.80

4

S.106

5

S.144

6

S.176

7

S.212

Der rüffer & rub Sachbuchverlag wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2021–2024 unterstützt.

Copyright © 1999 by Eve Kosofsky Sedgwick
Published by arrangement with Beacon Press

Erste Auflage Frühjahr 2024
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2024 by rüffer & rub Sachbuchverlag GmbH, Zürich
info@ruefferundrub.ch | www.ruefferundrub.ch

Bildnachweis:
Alle Abbildungen: © Hal Sedgwick

Schrift: Filo Pro, Avenir Next Medium, Medium Italic
Druck und Bindung: GRASPO CZ, a.s.
Papier: Munken print white, 90 g/m², 1.8

ISBN 978-3-907351-24-6

8

S.248

9

S.280

10

S.314

AN
HANG

S.338

*Vielen Dank, Shannon.
Tim, danke!
Und ich danke meiner
geschätzten Familie,
meinen Freunden.*

ZU DIESEM BUCH

Eve Kosofsky Sedgwick war mir nicht neu, als ich ihr in Maggie Nelsons »Die Argonauten« begegnete. Nelson beschreibt da, wie sie mit ihrem Partner Harry Dodge nach Florida fährt, beide in hormonellen Stürmen gefangen – sie, weil sie schwanger ist, Harry wegen der Testosterontherapie im Rahmen seiner *Transition* ... Nelson sitzt also windgeschützt unter einer Strandmuschel am Meer und liest Sedgwicks »A Dialogue on Love«. Davor schon war Sedgwick eingeführt worden als charismatische Lehrperson mit einer sehr besonderen Aura, »die damit zu tun hatte, dass sie dick war, Sommersprossen hatte, schnell knallrot anlief, in Stoffbahnen gehüllt, großzügig, unheimlich herzlich, beinahe sadistisch intelligent und zu der Zeit, als ich sie kennenlernte, unheilbar krank«.

Nicht zum ersten Mal war mir der Name Sedgwick da untergekommen. Die »Königin« der Queer-Theorie, der Gay and Lesbian Studies der 1980er und 90er, trat mir seit Jahren in Romanen, Büchern, Essays von so unterschiedlichen Autoren wie Edouard Louis, Daniel Schreiber oder Olivia Laing entgegen, oft beiläufig, immer bewundernd erwähnt. Als müsste man sie kennen. Mit Nelsons »Argonauten« erhielt ich ein Bild von ihr, und mit »Dialogue« einen Buchtitel als Einstieg in ihr Werk.

»A Dialogue on Love« – »Ein Gespräch über die Liebe«. Für mich ein in jeder Hinsicht erstaunliches Leseerlebnis. Überraschend deswegen, weil der Bericht einer Therapierfahrung eine Stimme einschließt, die sonst meist außen vor bleibt: Diejenige des Therapeuten Shannon Van Wey, aus dessen Notizen Sedgwick zitiert, zitieren darf. Ist das erlaubt?, fragte ich mich

eingangs. Und: Will eine Analysandin überhaupt wissen, was ihr Therapeut während der Sitzungen in sein Notizbuch schreibt? (In diesem Fall, ja.) Die mutige, schonungslos offene Erkundung einer Selbstwerdung, die mit der frühen Kindheit einsetzt, las sich dann unerwartet mitreißend. Den Anstoß zur Therapie hatten die Folgen einer Brustkrebserkrankung gegeben: Sedgwick fühlt sich nach Mastektomie und Chemotherapie wie »zerstückelt«, sie will wieder hin zu einem Ganzen – aber nicht, wie es zuvor gewesen ist. Den Weg zu einem »echteren« Ich schildert sie als emotionales und intellektuelles, immer wieder auch schmerzhaftes Abenteuer, ein wellenartiges Auf und Ab, das sie schließlich zum textilen Kunsthandwerk und zum Buddhismus führen wird: Welten, die sich dem neuen Ich-Bewusstsein non-kausal und lustvoll öffnen.

Die Materialien dieses Buchs, literarisch bearbeitet, fügen sich über die japanische Mischform des Haibun zu einem ungewöhnlichen Ganzen. Sedgwick folgt dem Verlauf ihrer Therapie in einem Ineinander von Prosa und Haiku und lässt sich dabei von dem Vorbild des Lyrikers James Merrill mit seinem 14-teiligen Haibun »Prose of Departure« leiten. Merrills Gedicht handelt von einer Reise nach Japan und betrauert aus der Ferne einen Freund, der in New York gerade an AIDS stirbt. Vier weitere Freunde, heißt es darin, seien in diesem Jahr bereits der Krankheit erlegen; Merrill selbst wusste bei Abfassung des Gedichts, dass er HIV-positiv ist. 1986, als »Prose of Departure« in der »New York Review of Books« erschien, galt AIDS noch als *gay scourge*, als Schwulenseuche. Sechs Jahre später ist in »Ein Gespräch über die Liebe« AIDS eins der wenigen Themen,

das den Inhalt des Buches in einer historischen Zeit verortet. Für Sedgwicks Freunde ist die Erkrankung an AIDS ein Todesurteil; die antiretrovirale Therapie ist erst ab 1996 frei verfügbar. Zugleich ist 1996 das Jahr, in dem Sedgwick erfährt, dass ihr Krebs in die Knochen metastasiert hat: Für sie, so schreibt sie in einem späten Essay, war das der Übertritt aus dem Reich der Lebenden in das »Bardo des Sterbens«. Sie zieht 1997 nach New York, zu ihrem langjährigen Ehemann und Gefährten Hal Sedgwick, und lehrt dort weiter, nun an der CUNY, zuletzt in ihren Privaträumen, bei Pizza und Bier. 2009 stirbt sie mit 58 Jahren.

Die Jura-Professorin Philomina Tsoukala beschreibt ihre erste Begegnung mit Sedgwicks Schreiben so: Die Lektüre habe sich angefühlt, »als hätte Eve Sedgwick gerade etwas mit mir angestellt, mir etwas angetan.« Meine Erfahrung mit »Ein Gespräch über die Liebe« ist ähnlich: Es ist, als sei mein Denken, mein Erleben unmerklich geschärft worden. Wie Sedgwick das »macht«, bleibt mir ein Rätsel, aber sicher ist dieser Effekt ein Grund, warum ich diese Autorin bei so manchen weiteren Schreibenden antreffe. Es gibt nicht viele Bücher, von denen ich glaube, dass eine Übersetzung ins Deutsche zwingend und sogar notwendig sein könnte. »Ein Gespräch über die Liebe« gehört dazu.

Brigitte Helbling

April 2024

1992

Wie es aussieht, möchte ich als Patientin in Erscheinung treten. »Oh, vermutlich sollte ich Sie meine Klientin nennen, nicht meine Patientin«, hat Shannon mal gesagt, »aber so hat man uns das eben beigebracht, damals im Studium – und irgendwie ist es gar nicht so leicht, die Angewohnheit abzulegen.«

Im Übrigen mag ich »Patientin«. Es stimmt ja auch, dass ich sehr viel *patience* – Geduld – haben kann. Shannon ebenfalls, daher fühlt sich das Wort nicht an, als würde er mich auf Distanz halten. Außerdem wirkt es wie ein bescheidenes,

anspruchsloses Wort,
das weiter nichts will als – nun,
glücklicher zu sein,

und beseelt ist vom Wunsch, das stimmt, dass da ein anderer sei, der seinen Teil in Sachen Glücksgewinnung für mich schultert.

Am Tag, nachdem ich meine Nachricht hinterlassen hatte, lieferte mir das Telefon eine freundliche, männliche Stimme mit dem im Mittleren Westen typischen

leicht herben Tonfall.
Eve Sedgwick? Shannon Van Wey.
Oh! Bin ich am Ziel?

Und dann, im Wartezimmer, hatte ich da irgendeine Vorstellung von ihm? Die attraktiven, schlanken, gut gekleideten Therapeuten dieser großen Praxis, Frauen und Männer, durchqueren den sonnigen Raum, begrüßen ihre Patienten, begleiten sie hinauf oder hinüber ...

Ich schaue jeden der Männer erwartungsvoll an.

Und jetzt versuche ich, mich an den grotesken, beruhigenden Schock zu erinnern, als Shannon über eine Treppe in dieses Bild schwebt, sanft und doch munter, mit seinem weichen, grauen Haarschopf, das Gesicht

breit, cherubenhaft,
fassförmiger Thorax, lang-
armig, kurzbeinig,

wie Rumpelstilzchen, in einem ohne Frage perfekt gebügelten, kurzärmeligen

Baumwollhemd in der
Farbe eines Pfefferminz-
Bonbons, reingestopft

in den Hosenbund an seiner rundlichen Taille. Wenn es so heiß war wie üblich Anfang September in Durham, hatte er auch noch ein Taschentuch bei sich, um sich die Stirn zu wischen.

Dann war da zweifellos das sonore Poltern einer herzlichen Begrüßung; mein zaghafter Gruß ging vielleicht darin unter. War das alltäglich für ihn – die erste Begegnung in diesem vertrauten Raum mit großen, weiblichen Körpern mittleren Alters, kleingemacht

durch unsere leisen, zarten Stimmen? Vielleicht ist das in manchen Handbüchern die heimliche Definition von »Depression«.

»Und doch«, (sagte ich zu ihm, nachdem ich in seiner Praxis eine Etage höher Platz genommen hatte), »bin ich mir nicht sicher, ob ›depressiv‹ das richtige Wort ist für das, was ich bin. Depressiv ist,

was alle sagen -
ich weine dieser Tage
in vielen Praxen«,

(und sicher traten mir dabei Tränen in die Augen). »Aber ich glaube, ich erkenne eine Depression, ich habe meine ganz eigene Geschichte damit; und es fühlte sich vor 20 Jahren, als ich wirklich eine hatte, viel weniger erträglich an als das jetzt. Viel weniger.«

»Und doch weinen Sie.«

In einem teuer renovierten Altbau ein Raum. Ein großes, teppichloses Karree, das fast kubisch wirkt durch die hohe Decke. In den niedrigen Bücherregalen nicht sehr viele Bücher; auf dem Schreibtisch ein moderates, überschaubares Papierchaos; gerahmte Drucke, ordentlich auf dem Boden gestapelt, sehen aus, als könnten sie noch weitere Jahre aufs Aufhängen warten.

Unter den hohen Fenstern eine Ansammlung bedeutungsvoller *Tchotchkes*, Nippesfiguren, wie die Leute sie gern ihren Seelenklempnern schenken, viele davon aus Glas. Große Stühle flankieren ein farbneutrales Sofa mit pastellfarbenen Flecken.

Ein Raum, der nicht nur hell ist von Sonne und Deckenbeleuchtung, sondern, falls das den Eindruck besser fasst, »licht«, metaphysisch licht. Ich frage mich,

ob er Unpersönlichkeit reflektiert oder selbst schon jemand ist.

Der offizielle Auslöser war eine Brustkrebsdiagnose vor 18 Monaten.

Shannon setzt bei diesen Worten keine empathische Miene auf, sagt auch nicht: »Das muss schwer für Sie gewesen sein.« Er nickt nur kurz.

»Irgendwie kam ich ganz gut damit zurecht. Ich erholte mich schnell von der Mastektomie, und als herauskam, dass auch ein paar Lymphknoten befallen waren, stand ich sechs Monate Chemotherapie ohne allzu viele Nebenwirkungen durch. Wissen Sie, ich fand die Chemo schrecklich, sie machte mich völlig müde, aber ... Meine Rettung war, dass meine Angst sich in Grenzen hielt. Ich weiß, es gibt Leute, die unglaubliche Angst davor haben, Krebs zu bekommen, eine Operation durchzustehen oder mit der Wahrscheinlichkeit des Sterbens umgehen zu müssen.« Ich schüttle immer wieder den Kopf.

Das sind nicht meine größten Ängste. Ich fürchte mich vor

jedem bösen Ding,
das meine Liebsten bedroht;
für mich nur die Angst,

irgendwann nicht mehr
zu wissen, wie die Welt um
mich noch begehren.

»Das ist es, was Sie mit echter Depression meinen?«
»Oh, ja.«

In gewisser Hinsicht kam die Krebsdiagnose zur bestmöglichen Zeit. Zumindest, wenn es ein Kriterium ist, dass man sich bereit fühlt zu sterben. Es war ungefähr zwei Monate, nachdem ein Buch von mir herausgekommen war.

»Welche Art von Büchern schreiben Sie denn?«

Ich sage Shannon, dass ich Literaturwissenschaftlerin bin; ich arbeite im Bereich Gay and Lesbian Studies.

Das Buch hieß »Epistemology of the Closet«, und das Schreiben daran, den ganzen Entstehungsprozess, hatte ich aus irgendeinem Grunde als sehr anstrengend erlebt.

»Daher war ich überrascht, wie erfüllend die Veröffentlichung war. Schon allein als Objekt sah das Buch sehr hübsch aus – alle sagten das. Und für ein akademisches Buch bekam es sehr viel Aufmerksamkeit, sehr viel Lob.

Es war einer dieser glücklichen Momente, in denen man zu sich selbst sagt: Okay, das ist gut, das ist genug; ich bin jetzt bereit zu gehen. Als die Diagnose kam, fühlte ich mich – als Intellektuelle – geliebt, gebraucht, gewürdigt. Ich wäre wirklich damit einverstanden gewesen aufzuhören, solange ich oben war.«

»Hat es Sie überrascht, dass Sie dieses Gefühl hatten?«

»Nein. Nein.«

Nein.

Mich geliebt und geschätzt zu fühlen – daran habe ich mich langsam gewöhnt. Und auch an den Wunsch, nicht am Leben zu sein! Er ist eine der ältesten Empfindungen, an die ich mich erinnern kann.

»Aber Ihr Wunsch hat sich nicht erfüllt.«

»Oh, nein, so funktioniert Brustkrebs normalerweise nicht. Ich *fühlte* mich krank, aber das kam von der Behandlung, nicht von der Krankheit – falls der Krebs mich je zur Strecke bringt, dann wahrscheinlich erst in einigen Jahren. Und die Chancen dafür stehen ungefähr fifty-fifty.«

Vermutlich erscheint ein Lächeln auf Shannons Gesicht, als ich das sage. Sicher nicht, weil er mich krank haben möchte, und auch nicht, weil er sich freut, dass ich vielleicht wieder gesund werde. Sondern eher, weil er sich für einen Moment mit der mechanischen Eleganz der Falle identifiziert, die diese Krankheit für eine ängstliche und ambivalente Psyche bereithält. Bei »fifty-fifty« vermute ich in ihm den Gedanken: Perfekt, um diese Frau hier richtig schön auseinanderzunehmen.

Irgendwann in diesen frühen Sitzungen sagt Shannon etwas darüber, warum er Therapeut geworden ist: »Ich war immer von Maschinen fasziniert. Als ich ein Kind war, habe ich sie auseinandergenommen und wieder zusammengebaut, nur um mir klar zu werden, wie sie funktionieren. Das ist immer noch einer der Hauptgründe, warum ich meine Arbeit mag.«

Erste Erkenntnis:

Mein Therapeut ist Fan von kerligen Sprüchen.

Ich bin 42, und was bringe ich an Erwartungen zu diesem Treffen mit? Meine Geschichte als Patientin ähnelt meiner Geschichte als Raucherin: Ich habe es vor Jahren mehrmals versucht, aber nie gelernt zu inhalieren. All die Depressionen in meiner Kindheit und Jugend brachten es mit sich, dass ich über die Jahre hinweg viele Therapien begonnen habe. Vor allem in den schlimmsten Jahren, im Studium, gab es mehrere Versuche, mich einem Seelendoktor anzuvertrauen, und einer davon hat ein halbes Jahr gedauert. Sie scheiterten alle auf dieselbe Art und Weise. Ich ging zu diesen Frauen (Frauen, natürlich: Ich war eine Frau, und wer sonst hätte mich verstehen können,

wenn nicht eine Frau
bei diesem Schmerz, der mir die
Augenhöhlen sprengt),

und innerhalb von drei oder höchstens vier Sitzungen landeten wir in einer Sackgasse und verkeilten uns so sehr ineinander, dass keine von uns sich mehr bewegen konnte.

Shannon schaut fragend.

»Ich erinnere mich nicht so genau«, sage ich, »und tatsächlich will ich das auch gar nicht, aber es stand immer der Vorwurf des ›Intellektualisierens‹ im Raum. Ganz typisch war zum Beispiel, dass ich etwas sagte

wie: »Ich bin nicht wütend, ich bin nur verwirrt über diesen oder jenen theoretischen Aspekt des Ganzen«, und dass die Frau dann zurückgab: »Aber warum haben Sie dann die Hände zu Fäusten geballt?« Und tatsächlich waren da Fäuste.«

Ob mir noch einfällt, wie wir darüber in eine Sackgasse gerieten?

»... Nun, es ist sicher richtig, dass mein Kontakt zu meinen Gefühlen nicht der allerbeste ist. Und in diesen schrecklich vereinfacht dargestellten Situationen bat mich die Frau dann immer, ich solle *aufhören zu denken* und stattdessen anfangen, *ihr meine Gefühle mitzuteilen*. Aber soweit ich das beurteilen kann, verfüge ich gar nicht über das, was man normalerweise Gefühle nennt! Ich war wirklich so ehrlich wie möglich. Da war nur kein Weg, wie ich ihre Forderung erfüllen konnte – was mich aggressiv machte –, und ich fühlte mich einfach nur schlecht dabei. Nachdem ich all das eine Weile mitgemacht hatte, war es nur eine Frage der Zeit, bis die Depression langsam nachließ und ich merkte, dass die Therapiestunde sich noch mehr wie eine Strafe anfühlte als der Rest der Woche. Also gab ich mir irgendwann einen Ruck und beendete das Ganze. Und dann kam immer derselbe Vorgang: Eine Frau, die plötzlich ganz fasziniert ist von meiner Entschlossenheit und mich fragt: »Warum sind Sie denn nicht schon die ganze Zeit so gewesen?«

»Und, glauben Sie, dass Sie *wirklich* intellektualisiert haben?«

»Oh, ich weiß es nicht! Es war vor langer Zeit, ich war in einem so labilen Zustand, und vielleicht stimmte es. Aber halten Sie mich für verrückt, wenn ich sage,

ich glaube nicht, dass ich es jetzt tue, oder jedenfalls nicht sehr?«

»Nein. Ist schon komisch, aber mir kommt es jedenfalls nicht so vor. Ich habe auch schon darauf gelauert und – nun, Intellektualisieren ist eine sehr spezifische Art von Selbstschutz, es hat einen eigenen Klang. Aber diesen Klang habe ich bisher nicht gehört.«

Ich kann mir vielleicht sogar vorstellen, wo er hin ist.

In den letzten paar Jahren sind einige Dinge passiert, bei denen ich überhaupt keinen Selbstschutz hatte. Es war wie mit der Maginot-Linie: Ich brachte die durchaus beeindruckenden, altbewährten Ressourcen des jahrzehntelangen Zermübungskriegs, den ich mit meiner Depression ausgefochten hatte, in Stellung – und sie waren völlig wirkungslos. Im Handumdrehen in tausend Stücke geschlagen.

Daher glaube ich, dass ich vor einem Jahr, als die Chemo vorbei war und meine Haare wieder anfangen zu wachsen, eine fast bewusste Entscheidung gefällt habe. Wenn ich die Stücke dieses Selbst überhaupt wieder zusammenfügen kann, dann will ich nicht, dass das Ganze so wird, wie es gewesen ist. Nicht weil ich dachte, dass ich einen besseren Schutz vertragen könnte, sondern: Was ich wollte war, echter zu sein. Doch jetzt befürchte ich, noch

lange dürsten zu
müssen in der steinigen
Wüste meines Selbst,

das droht, sich genauso zusammensetzen wie zuvor, am selben nebligen Ort der Mühsal.

Das interessiert Shannon. »Sie sagen mir also nicht, ich solle einfach dafür sorgen, dass der Schmerz weggeht, nicht wahr?«, bemerkt er sanft. »Auch glaube ich nicht, dass Sie mir eine Geschichte vom Krebs und dem Trauma der Sterblichkeit erzählen möchten.«

Das hat er richtig gehört. Ich lächle, als ich den Kopf schüttele.

Ich habe meinen Forderungskatalog mitgebracht. Keine Echo-Technik und kein Spiegeln, bitte. Wenn ich also sage,

I find no peace, and all my war is done,
I fear and hope, I burn and freeze like ice,

dann möchte ich nicht, dass er antwortet, wie es alle meine Therapeutinnen zu Unizeiten getan haben: »Ich glaube, ich höre eine Ambivalenz in dem, was Sie sagen.«

Er nickt und fragt dann: »Habe ich das etwa gerade getan?«

»Hm, ich hatte den Eindruck, als würden Sie etwas Substantielles fragen und nicht nur mich zu meinem eigenen Nutzen paraphrasieren. Fragen ist toll, ich mag es – aber wenn mich jemand auf eine routinierte Art und Weise paraphrasiert, dann kommt es mir vor, als würden meine eigenen Worte abgetan, nicht respektiert.«

»Es stimmt, mir ging es *wirklich* um die Frage. Okay. Ich werde noch ein wenig darüber nachdenken müssen, aber ich glaube doch, dass ich das leisten kann.«

»Und dann ist da noch was, das mit Freude zu tun hat und wichtig sein könnte. Ich weiß nicht genau, wie ich es ausdrücken soll: Ich hatte plötzlich diese Intuition, dass, wenn sich die Dinge für mich ändern sollen, das wohl eher nicht in einem qualvollen Prozess geschehen wird. Nicht so, wie ich es mir früher immer vorgestellt habe, also indem ich mich selbst mit Haut und Haaren an der Tür des Gesetzes abliefern. Ich habe immer einen tiefen, masochistischen Seufzer getan und in mir die Bereitschaft gesucht, mich der Disziplinarmaschinerie auszuliefern – so voller Schmerz, dass ich gar keine andere Wahl hatte. Aber eigentlich wusste ich nicht, wie genau das zu bewerkstelligen war, abgesehen davon, dass ich es sowieso nicht schaffte, meinen Entschluss aufrechtzuerhalten; mit dem Ergebnis, dass die Therapie einfach nicht funktionierte. Heute glaube ich, wenn mich irgendetwas zu einer echten Veränderung führen könnte, dann wäre das eher mit Lust und Freude verbunden. Kommt Ihnen das irgendwie logisch vor?«

»Oh, ja, das ergibt durchaus Sinn. Wenn ich mir selbst überlege, wie sich meine Arbeit für mich anfühlt ... Nein, düster oder traurig sollte es auf keinen Fall sein. Wenigstens bleibt es nie sehr lange so. Allerdings muss ich sagen, es ist oft *schmerzhaft* –«

Mein etwas verstecktes Lächeln. »Ich kann Schmerz ertragen.«

»Aber Lust und Freude, ja, eine ganze Menge Freude ist das, was auch mich bei der Stange hält. Unter-

schiedliche Arten von Freude. Von den Menschen, die ich als Patienten annehme, glaube ich meistens, dass ich sie mögen und Spaß mit ihnen haben kann. Mit Ihnen könnte ich welchen haben, da bin ich mir ziemlich sicher. Wie das alles gehen soll, werden wir gemeinsam herausfinden.«

»Gut. Dann – na ja, für mich ist wichtig, dass Sie in meinem Alter sind oder älter.«

»Woher kommt *das* denn?«

»Ich weiß es nicht, aber etwas sagt mir, dass ich es nicht ertragen könnte, nach monatelanger Therapie zu erfahren, dass Sie, sagen wir mal, 32 sind.«

»Nein. Ich bin 48. Ich glaube, ich kann Ihnen versprechen, dass ich immer älter sein werde als Sie.«

»Außerdem – und was jetzt kommt, ist noch viel wichtiger –, ich bin Feministin, seit ich weiß, was das Wort bedeutet, und es ist für mich unabdingbar, dass auch mein Therapeut einer ist. Ich habe keine Checkliste oder einen Lackmустest, um zu definieren, was das heißt, aber ich nehme an, Sie wissen, ob Sie einer sind.«

Als Reaktion bekomme ich zwei fast ausdruckslose Nicker.

»Und – ich habe nicht vor, Sie nach Ihrer sexuellen Orientierung zu fragen, aber die Sache mit der Queerness ist so zentral in meinem Leben. Von meiner eigenen Sexualität einmal abgesehen ist sie im Herzen von so ziemlich allem, was ich als Erwachsene tue und liebe. Und, falls die Welt geteilt ist – und das scheint sie zu sein, nicht wahr? – in Menschen, die die AIDS-Epidemie von innen erleben, und Menschen, die sich in ihrem Außenraum bewegen, dann gehöre ich zu denen, die ziemlich weit drin sind. Daher, um mich bei Ihnen

entspannen zu können, sollte ich wohl von vornherein wissen – jedenfalls so weit das überhaupt möglich ist –, dass dieses ganze Thema für Sie nicht mit Ängsten verbunden ist. Oder besser noch, dass es Ihnen vertraut ist und Sie völlig entspannt damit umgehen.«

»Ich habe nicht vor, Sie nach Ihrer sexuellen Orientierung zu fragen«, hatte ich betont – und er hatte ernst genickt. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Shannon war mir von einer anderen Therapeutin, die mich ziemlich gut kannte, mit großem Nachdruck empfohlen worden. Und die Erfahrung hat gezeigt, dass, wenn jemand zu mir sagt,

»Ich bin mir sicher,
dass du und X euch findet«
– nun, dann ist X schwul.

Aber Shannon lässt sich nicht eindeutig einordnen. Dankenswerterweise steckt kein Ehering an seiner Hand, und auf seinem Schreibtisch stehen keine Fotos von Frau und Kindern. Aber könnten die Gründe dafür nicht auch Zurückhaltung und Zartgefühl sein?

Immerhin, wenn es Zartgefühl ist, würde mir das gefallen und zu mir passen.

Er sieht aber *nicht* zartfühlend aus. Oder schwul.

Er sieht eher aus wie ein Kerl. Jemand, der seinen Körper nie als Objekt des Begehrens gesehen hat, oder von anderen so gesehen wurde, oder wollte, dass er so gesehen wird. Wie jemand, für den vielleicht – im Gegensatz zu mir und nahezu allen mir nahestehenden

Menschen – seine Daseinsberechtigung, sein O.K.-Sein mit dem, wer er ist und wie er ist, nie besonders infrage stand.

Es beunruhigt mich: Wie konnte so jemand das Denken und Fühlen lernen? Anscheinend ist er nicht mal Jude. Ich habe natürlich mitbekommen, dass der demografische Hintergrund von Leuten in der Psychotherapie sogar noch unterschiedlicher ist als ihr kultureller Horizont und ihre Ausbildung: Schließlich kann ich ja nicht immer nur auf Flüchtlinge aus Wien treffen, will es auch gar nicht. Und doch, dieser dem Herzen des Landes entstammende,

nasalstimmige,
kornfütternde Holländer:
Hat er denn *Seele*?

Und jetzt sagt er: »Ich will nicht sagen, ein paar meiner besten Freude seien ...«

Dann ein zwangloses, selbstzufriedenes Lachen. Meint, er arbeite viel mit lesbischen und schwulen Klienten; hat auch immer wieder mit dem North Carolina Lesbian and Gay Health Project drüben in der Ninth Street zu tun.

Er fügt hinzu: »Aber ehrlich gesagt sehe ich es nicht als meine Aufgabe, die Leute dahin zu bringen, in irgendeine Schablone zu passen. Ich habe diesen Beruf sicher nicht gewählt, weil ich Versicherungsvertreter produzieren will.« Er benutzt die Formulierung so selbstbewusst, als hätte er sie schon bei unzähligen Patienten mit großem Erfolg angewandt. Zudem schwingt in seiner Stimme ein routiniert klingendes Lachen mit.

»Oder wenigstens«, korrigiert er sich, »habe ich das früher immer zu den Leuten gesagt. Dann fand ich mich eines Tages einem ausgesprochen netten Mann gegenüber, der Versicherungen verkauft hat. Vielleicht, wer weiß, ist das ja auch ganz in Ordnung?« Ein Kichern.

Nur gut, dass Shannon nicht versuchen will, mich für eine Versicherung zu rekrutieren, denn daran würde er sich vermutlich die Zähne ausbeißen.

Zumindest wäre es neu für mich, dass sie besonders versessen darauf sind, Hosen und Bürstenschnitt tragende, gut 100 Kilo schwere, schüchterne Schriftstellerinnen mittleren Alters anzuheuern, ob nun depressiv oder nicht, damit sie amerikanischen Hausbesitzern Finanzinstrumente andrehen.

Während wir auf seine Praxistür zugehen, machen wir einen provisorischen Termin für die kommende Woche aus und vereinbaren, dass ich ihn anrufe, falls ich diesen einhalten will. Ich vermute, dass ich das tun werde – aber von den vier Therapeuten, mit denen ich »Erstgespräche« arrangiert habe, steht noch eines aus, und es wäre nicht gut, eine vorschnelle Entscheidung zu treffen. Überdies ist sie auch noch Psychiaterin, was den Vorteil hätte, dass sie auch gleich die Antidepressiva verschreiben könnte, mit denen ich gerne anfangen würde. Shannon leuchten alle meine Argumente ein, und wir trennen uns in Offenheit und gegenseitigem Wohlwollen.

Aber, ach je. Schon auf dem Weg hinunter ins Wartezimmer meine ich ihn zu verspüren, den ambivalenten Druck, der diese Entscheidung umkreisen wird.

Aus der einen Richtung kommen die Worte, die mein Vokabular der Verachtung ausmachen; Worte, die ich nie laut ausspreche und die zu den schlimmsten gehören, die ich kenne. »Albern« ist eins davon. »Selbstgefällig« ein anderes. »Dumm« ist das übergreifende Thema. »Wie dämlich muss man sein ...«, tobt es plötzlich in meinen Kopf – wie dämlich, konkret, mich als eine zu sehen, die sich so mir nichts, dir nichts bezirzen und einlullen ließe?

Ist Shannon dumm? Rein theoretisch habe ich mich längst damit abgefunden, dass ich mit einem Therapeuten, der auffallend geistreich oder sogar ein Intellektueller ist, nur schwer eine Verbindung aufbauen würde. Wahrscheinlich würde ich mir so einen auch gar nicht aussuchen. So weit die Theorie; aber in der wirklichen Welt ist Dummheit nicht ein Mangel, sondern eine aggressiv positive, sich für befugt haltende Präsenz, und es wäre eine grausame Medizin, mir Geist und Psyche daran wundscheuern zu müssen.

Diese Sätze heftiger Abwertung:

Ein Sturm, der Hagel
und glitzernden Schnee gegen
schwarze Hügel jagt.

Von der anderen Seite aber kommt nichts.

Ruht die Verteidigung?

Ja. Dabei hätte sie Worte genug zugunsten des teilnahmevollen Shannon finden können: die ruhige Eleganz in einigen seiner Antworten, die Freundlichkeit in allen, ein anziehend »queeres« Körpergewicht, die offensichtliche Bereitschaft, eine Ausdrucksweise, die

nicht die seine ist, nicht nur zu respektieren, sondern zu genießen. Nichts davon. Stattdessen, wortlos, nur eine irgendwie in sich ruhende Erfahrung mit erschütterndem Eigengewicht – mir

bewusst, wie Erde,
weniger als Bedürfnis
denn als Element.

Wenn ich in diesem Moment ein Bild vor mir hatte, dann vielleicht eins aus dem »Scientific American« aus der Zeit, als ich etwa zehn oder zwölf Jahre alt war. Ist die Erinnerung echt oder bilde ich sie mir nur ein? Ein Artikel über Harry Harlows Studien mit Babyaffen, wahrscheinlich. Grell blitzbelichtete Schwarz-Weiß-Fotos und Zeichnungen in dem weich gestrichelten, haptischen Stil des Magazins: Haarige Affenkinder, die sich von der Drahtattrappe ihrer »Mutter« abwenden, obwohl diese so beschaffen ist, dass sie Milch gibt, sobald sie sich an ihr stacheliges Gerüst schmiegen. Das aber wollen sie nicht. Viel lieber klammern sie sich an die milchlose, weiß-geschwollene Brust ihrer Schwester, die zwar auch aus Draht, aber mit Frottee ausgepolstert ist, sodass sie bei der Umarmung nachgibt und die Objektbesetzung einfacher macht ...

Wer würde es wagen, diese mageren, gierigen, liebenden Greifzehen, eine nach der anderen, von dem Frotteebusen wegzureißen?

Eine so furchtlose Person könnte dann auch versuchen, mich von meiner Verabredung in der kommenden Woche abzuhalten, im Pfingstsonnenlicht dieser Praxis, ein luftiges Rund, in dessen weichen

Schoß ich scheinbar schon
gehüpft bin, für länger, wie
ausnehmend seltsam!

Als ich anrief, um Ja zu sagen,

... kann ich beschwören,
dass er nicht sagte: »Au fein«?
Termin bleibt - gleich *da*.